Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage

zur

Deutschen Rundschau

Nr. 139. Bromberg, den 21. Juni 1932.

Das goldene Netz

Roman von E. Phillips Oppenheim.

Urheberschutz für (Copyright by) Georg Müller Verlag A. G. in München.

(21. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

Kapitel XII

Eine seltsame Verlobung

Deanes Auto fuhr durch die Nacht — südwärts durch das Land, wo die Hecken noch mit späten Blättern geschmückt waren — auf der breiten Landstraße — immer südwärts, bis die Lichter der großen Stadt gegen den Himmel vor ihnen aufflammten. Deane selbst hatte die ganzen Stunden in der Ecke gekauert, in Gedanken versunken. Aber als das Ende der Reise nahte, raffte er sich mit Anstrengung auf, schaltete das elektrische Licht im Wagen ein, nahm eine Zigarette und, sich vorwärtsneigend, blickte er dem Mädchen ins Gesicht, das neben ihm lehnte.

„Meine liebe Braut," sagte er, „wir nähern uns London. Wollen Sie sich nicht entschließen, mir Ihre weiteren Befehle zu geben?"

Sie setzte sich auf und gähnte. „Öffnen Sie die Fenster, bitte", sagte sie. „Wir werden dann frische Luft haben."

Er gehorchte. Die milde Mitternachtsluft tat ihr wohl.

„Wie weit sind wir noch von London entfernt?" fragte sie.

„Weniger als zwanzig Minuten. Wenn wir nicht aufgehalten werden, sind wir bestimmt in einer Viertelstunde dort."

„Warum haben Sie mich gestört?" meinte sie.

„Um Ihre Wünsche zu erfahren."

„Es wäre das beste, Sie würken mich in einem der kleinen Hotels in West End absetzen", sagte sie. „Ich nehme an, Sie sind dort in einem bekannt. Bitte suchen Sie mich morgen früh auf und bringen Sie mir Geld. Ich will eine Gesellschafterin und eine Jungfer aufnehmen und mir einige Kleider kaufen."

Deane sah sie neugierig an. „Sonst noch etwas?" fragte er ruhig.

„Ich denke nicht", antwortete sie.

„Sie erwähnten die Tatsache, glaube ich," fuhr er fort, „daß Sie — daß Sie mir die Ehre erwiesen — meine Braut zu sein."

„Und?" murmelte sie.

„Ich habe nicht viel Erfahrung im Verlobtsein," fuhr er fort, „aber es schien mir immer, daß gewisse Vorrechte zu diesem Zustand gehören."

„Sie wissen sehr gut," antwortete sie, „daß unsere Verlobung ganz anderer Art ist. Sie kennen doch die Welt, in der Männer wegen Stellung und Geld Frauen heiraten, nicht wahr? Betrachten Sie unsere Verlobung ebenso. Ich heirate Sie, weil es der einzige Weg ist, auf dem Sie mir gegenüber Ihre Schuld begleichen können. Ich habe Sie gleich aufmerksam gemacht, ich will alles dabei gewinnen, was ich kann, und nichts geben."

„Nichts?" wiederholte er.

„So wenig als möglich", antwortete sie. „Sie sind mir höchst gleichgültig. Sie stellen für mich bloß die Dinge vor, die ich mir wünsche. Die Dinge, die mir gebühren, die Dinge, die — ihm gebührten. Sie heiraten mich, weil Sie es tun müssen."

„Unsere Ehe wird, wie es scheint, sehr romanhaft sein?" sagte er.

„Keineswegs", antwortete sie.

„Sie haben zuviel Romane gelesen", erklärte er. „Leute heiraten keineswegs auf diese Weise. Sie behaupten wenigstens, ein Gefühl zu haben, und wenn nicht, so täuschen Sie es aus Schamgefühl vor."

„Dann werden wir eine Ausnahme bilden", antwortete sie.

„Haben Sie eine Abneigung gegen mich?" fragte er.

„Ich hasse Sie", antwortete sie. „Sie sind die Verkörperung des Erfolges, und alle, die ich auf dieser Erde geliebt habe, waren Besiegte. Freiwillig würde ich Sie nicht einmal mit dem Finger berühren. Wenn ich annehmen würde, daß meine Gegenwart Ihnen Freude bereitet, würde ich mich zurückziehen. Und wenn ich denken würde, daß unsere Verbindung Ihnen Glück bedeutet, würde ich mich selbst jetzt aus dem Auto stürzen und sie lösen."

„Unsere Aussichten auf Eheglück", bemerkte er, „scheinen mir das genaue Gegenteil vom Durchschnitt zu sein."

„Ich erwarte nicht", antwortete sie, „durch Sie irgendeine Freude in späteren Zeiten zu finden."

„Ich werde Ihnen gewiß nicht erlauben, zu flirten."

„Ich kenne die Gesetze", antwortete sie. „Ich weiß, was ich tun darf und was nicht. Ich werde sie nicht überschreiten. Ich will Ihr Geld, ich will Ihre Stellung, ich will Ihre Macht. Diese Dinge will ich mit Ihnen teilen. Für alles Übrige können Sie mir gar nicht fern genug sein."

Er beugte sich zu ihr, unbekümmert um die Tatsache, daß sie sich zurückbog. „Gut," sagte er, „es wird jedenfalls ein interessanter Versuch sein. Ich halte Sie für eine tapfere Frau . Ich staune, daß Sie nicht das Geld ohne mich genommen haben."

„Das hätte mir nichts genützt", antwortete sie. „Ich habe keine Freunde. Können Sie sich die Art Leute vorstellen, die sich an mich gehängt hätten, wenn ich als Witwe oder als unverheiratete Frau mit einem großen Vermögen aufgetreten wäre, die Gefährten sucht? Nein! Es ist Ihr Name, den ich brauche, Mr. Stirling Deane!"

„Ich bin gar nicht so sicher", antwortete er barsch, „daß Sie darin einen großen Vorteil finden werden."

„Es ist Ihre Sache, zu beachten, daß ich darin einen Vorteil finde und sogar einen sehr wertvollen", antwortete sie. „Sie sind jetzt von jeder Angst, was das Dokument betrifft, befreit. Es gibt keinen Schatten des Beweises für eine Verbindung zwischen Ihnen und Sinclair oder für das Geschäft meines Bruders mit ihm. Wenn Ihre Advokaten klug und Sie tapfer sind, müssen Sie Ihren Prozeß ehrenvoll gewinnen und Hefferom ins Gefängnis geschickt werden. Er verdient es auf jeden Fall."

Deane nickte. „Ich werde meinen Prozeß gewinnen", sagte er, „für mich bestand nie eine Gefahr, es sei denn, daß

das Dokument, dessentwegen Sie so geheimnisvoll taten, auftauchte."

„Es gehört mir", antwortete sie. „Ich begab mich in Gefahr, um es zu erlangen, Gefahren, deren Erinnerung mich mein ganzes Leben verfolgen wird. Ich habe Basil verloren. Alles, was ich tun kann, ist, von Ihnen den größtmöglichen Preis für dieses Papier zu erpressen."

„Es ist es nicht wert", sagte Deane. „Ich glaube, daß ich meinen Prozeß auf jeden Fall gewinnen würde."

Sie lächelte. Ihre Augen verspotteten ihn.

„Vielleicht", sagte sie. „Aber es ist etwas anderes seit Sinclairs Ermordung. Die Vorweisung der Urkunde würde Sie jedenfalls zugrunde richten, ob sie gesetzlich ist oder nicht."

„Wir begehen alle Fehler", sagte er, zum Fenster hinausschauend.

„Aber zu oft müssen andere für dieselben bezahlen!" murmelte sie.

Er gab dem Chauffeur einige Befehle. Die Schnelligkeit des Autos ließ nach, als sie in die Vororte Londons kamen und sich westwärts wandten.

„Die Welt ist voll von Überraschungen für uns", bemerkte er. „Ich dachte nicht daran, als ich nach Rakney kam, dort eine Braut zu finden!"

Sie schauerte ein wenig bei seinen Worten, gab aber keine Antwort.

„Verzeihen Sie mir", sagte er, „wenn ich nicht sehr damit vertraut erscheine. Aber ich erwartete nicht, derartige Pflichten wieder so schnell auf mich zu nehmen."

„Wenn Sie nichts dagegen haben", sagte sie kalt, „wollen wir darüber nicht sprechen."

„Es wird doch wenigstens gestattet sein, zu fragen", fuhr er fort, „wann es Ihre Absicht ist, mich — zu heiraten?"

„In ungefähr zwei Monaten", antwortete sie.

„Wünschen Sie, daß unsere Verlobung bekanntgegeben wird?" fragte er.

Sie zögerte einen Augenblick. „In vierzehn Tagen", erklärte sie.

„Werde ich in der Zwischenzeit", erkundigte er sich, „das Vergnügen haben, von Ihnen empfangen zu werden?"

„Gewiß", antwortete sie. „Ich erwarte, gelegentlich mit Ihnen zu frühstücken und abends zu speisen, ins Theater geführt zu werden und auf kurze Ausflüge, nach Ranelagh und Hurlingham zum Beispiel."

„Ausgezeichnet!"

Das Auto hielt vor einem der kleinsten und bestbekannten Hotels in der Nähe der Bond Street. Deane war seiner Begleiterin beim Aussteigen behilflich.

„Wenn Sie einen Augenblick hereinkommen wollen", sagte er, „werde ich alles für Sie ordnen. Man kennt mich hier sehr gut."

Sie folgte ihm in das Hotel und wartete, während er mit dem Direktor sprach. Dann empfahl er sich von ihr, beugte sich über ihre widerstrebend dargebotene Hand und lächelte ihr ins Gesicht, als wäre er ehrlich bemüht, dessen absolute Unerschütterlichkeit zu ergründen.

„Ich hoffe, Sie werden das kleine Appartement behaglich finden," sagte er, „Sie müssen sich bald niederlegen und ausruhen. Man wird hier sicherlich alles für Sie tun, bis Sie Ihre eigene Jungfer und Ihre Sachen haben. Gute Nacht!"

Sie erhob einen Augenblick die Augen, aber der Blick, den sie auf ihn warf, enthielt mehr Unwillen als Dankbarkeit.

„Ich danke Ihnen. Gute Nacht!"

Deane fuhr in seine Wohnung zurück. Er konnte die Situation noch nicht erfassen. War je irgend jemand in solch sonderbarer Lage gewesen? Aber das Rätsel der Unergründlichkeit des Mädchens war endlich gelöst!

Kapitel XIII

Verzweiflung

Der Vorhang war nach dem ersten Akt dieses Dramas in Deanes Leben gefallen. Hefferom war dem Gericht zur Aburteilung überwiesen worden. Deane war ein paar Minuten zu spät zu Gericht gekommen, als wenn ihn die ganze Angelegenheit nur indirekt berühren würde. Er hatte sich ohne Zögern auf die Zeugenbank begeben, und sein Bericht war so vernünftig und redlich, daß die Leute sich fragten, ob überhaupt eine Verteidigung der Gegenseite möglich wäre. Kreuzfragen erhellerten ihn bloß. Hefferom, der zu Gericht kam in der Hoffnung, freigelassen zu werden, wurde sofort der Old Bailey übergeben und zur allgemeinen Überraschung, der seinen inbegriffen, auch gegen Bürgschaft nicht freigelassen.

Deane verließ den Gerichtshof wenige Minuten nachdem die Verhandlung geschlossen wurde und blieb einen Augenblick auf der Treppe stehen, um eine Zigarette anzuzünden. Am Rande des Bürgersteiges stand eine Frau, welche jede einzelne Person, die den Gerichtshof verließ, aufmerksam und genau prüfte. Als Deane herankam, ging sie auf ihn zu. „Ist Hefferom frei?" fragte sie.

Deane sah sie an und erkannte Ruby Sinclair.

„Nein!" antwortete er. „Hefferom ist dem Gericht zur Aburteilung überwiesen worden."

„Sie —"

Sie beugte sich vor, als ob sie ihn schlagen wollte. Deane wich weder zurück, noch bezeigte er irgendein Interesse für ihre Worte.

„Was bedeutet Ihnen Hefferom?" fragte er.

„Er ist jedenfalls kein Schuft", antwortete sie heftig.

„Der Gerichtshof hat gewagt, anders zu denken", erklärte Deane. Sie war jetzt beinahe dicht an ihm. Plötzlich sah er etwas blitzen, etwas, was sie halb aus der Tasche ihres Kleides zog. Er umspannte ihre Hand wie mit eisernen Klammern.

„Meine junge Dame," sagte er streng, „Sie scheinen verrückt zu sein?"

„Wenn ich es bin, so ist es Ihre Schuld", antwortete sie.

„Unsinn!" erklärte er. „Sehen Sie den Schutzmann dort? Er beobachtet uns. Geben Sie den Revolver her und gehen Sie. Ich will Sie nicht verhaften lassen, obwohl mein Leben mir und andern etwas wert ist — aber ich werde es bestimmt tun, wenn Sie mir nicht folgen." Sie seufzte auf, ihre Hände ließen den Revolver los, den Deane in seine Tasche steckte. Dann verschwand sie in der Menge.

Deane stieg in sein Auto und gab dem Chauffeur die Adresse des Hotels an, wo Winifred Rowan wohnte. Er lehnte sich in den Wagen zurück und betrachtete die kleine Waffe in seiner Hand. Die Tatsache, daß er der Gefahr entronnen war, bedrückte ihn, statt daß er sich darüber freute. Deane hatte sich nie für einen frommen Mann gehalten, dennoch war es ein Prinzip seines Glaubensbekenntnisses, zu leben und leben zu lassen. Er war kein gieriger Kapitalist. Er konnte Geld betrachten, ohne den Wunsch zu haben, es aufzusaugen. Dennoch war er in letzter Zeit auf krumme Wege gedrängt worden. Von dem Augenblicke, als er versucht hatte, Rowan als sein Werkzeug zu benutzen, war alles schlecht für ihn ausgegangen. Er hatte Lady Olive verloren, die er auf seine Weise gern gehabt hatte, und auf Befehl dieses seltsamen, unergründlichen Mädchens war er deren Bräutigam geworden, eine Situation, die er noch nicht ganz erfassen konnte und von der er dennoch fühlte, daß sie mit Gefahr und Erniedrigung verbunden sei. Dann war diese andere da — Ruby Sinclair —, die nach London in der Erwartung gekommen war, ein Vermögen zu finden, und die nichts gefunden hatte als den Leichnam ihres Onkels. Auch sie betrachtete ihn als Ränkeschmied, als die indirekte Ursache an ihres Onkels Tod, als einen Dieb, wenn nicht Mörder! Er sah den kleinen Revolver an, öffnete ihn unbekümmert und lachte, als er den leeren Lauf sah. Er war ungeladen, ein funkelneues Spielzeug, das nie abgefeuert worden war. Er warf ihn mit einer gewissen Verachtung auf den gegenüberliegenden Sitz.

Was war sein Vergehen gewesen, fragte er sich, während sein Wagen am Ufer dahinfuhr. Es war ein Anspruch auf sein Bergwerk erhoben worden, der ohne Zweifel betrügerisch war und bei keinem Gerichtshof Aussicht auf Erfolg gehabt hätte. Welcher Narr war er gewesen, Sinclair nicht ruhig herauszufordern, zu seinen Direktoren zu gehen und zu sagen, jedem Anspruch, den der Mann stellen würde, energisch zu widerstehen! Seit seinem ersten Kompromiß mit Rowan war alles fehlgeschlagen. Es war für einen Mann in seiner Stellung unwürdig gewesen, zu gestatten, daß Rowan Botschaften übermittle, abgesehen von allem andern. Er sah in diesem Augenblick sehr klar, wo der Fehler seines Lebens lag. Was er nicht sehen konnte, war, wohin er ihn führte.

(Fortsetzung folgt.)

Der seltsame Tod Heinklers.

Skizze von Anton E. Zischka.

Bert Heinklers Vermögen wurde auf gut dreißig Millionen Mark geschätzt. Warum er da in einem einfachen Ziegelhaus von San Franziskos Chinesenstadt wohnte? Man wußte darauf ebensowenig eine klare Antwort wie auf vieles andere, das diesen hageren alten Mann mit den unruhigen, grünen Augen betraf.

Nun, die Chinesenstadt liegt ja in Frisko nur fünf Minuten von den vornehmsten Geschäftsstraßen entfernt, ein paar Minuten von Market und Forth-Street und Grant Avenue, die Hauptstraße des Chinesenviertels ist eigentlich nur äußerlich schmutziger Orient. Für die Touristen hergerichtet, die mit immer gleich großem Vergnügen diese größte Chinesensiedlung außerhalb des Reiches der Mitte besuchen.

Heinkler interessierte sich auch für die alten Sitten der Asiaten, die trotz Luxusautos und Bankkonten, trotz amerikanischer Anzüge und Tonfilmkinos ihres Viertels fest zu ihren Tongs halten, ihren manchmal geheimen Vereinigungen. Oft konnte man Heinkler in den Tempeln sehen, die im zweiten Stock der chinesischen Klubhäuser untergebracht sind. Ganz klein sind diese Tempel, denn die Chinesen beten nicht in Gemeinschaft, sie kommen allein, zu allen Tages- und Nachtzeiten, immer, wenn sie Rat und Hilfe brauchen, Stärkung durch ihren uralten Glauben. Wie der älteste „Chink" ging Heinkler sofort auf das große Gong zu, das jeder chinesische Tempel enthält, wie ein alter Buddhist schlug er mit beiden Händen das Gong, um damit alle bösen Geister zu vertreiben. Und dann warf er die beiden Glücksstäbe, glatt auf einer Seite, oval auf der andern, um auf chinesische Art zu erkunden, ob der Tag Geschäften günstig sei oder nicht. Man wirft die Stäbe in die Luft. Fallen beide auf die gleiche Seite, dann werden die Götter nicht helfen, dann soll man lieber nichts unternehmen. Kreuzen die Stäbe sich aber, dann kann das Glück nicht ausbleiben.

Drei Tage nun hatte Heinkler schon die Glücksstäbe geworfen. Drei Tage lang war die Konstellation ungünstig geblieben. Heinkler schloß sich in seiner Wohnung ein, er begann langsam Furcht zu bekommen. Nicht Furcht aus Aberglauben allein. Furcht, die vielleicht im Alter ihren Grund hatte. Die Nerven wollten nicht mehr, die Anspannung der letzten zwanzig Jahre hatte sie verbraucht. Immer schwerer wurde es . . .

Seit Monaten schon begann Heinkler sich von den Geschäften zurückzuziehen. Er kündigte Kredite, er verweigerte die Teilnahme an neuen Unternehmungen. Seine Kunden aber waren vernünftigen Überlegungen wenig zugänglich. Da sollten 300 000 Mark für „ah pin ynn" bereitgestellt werden. Da verlangten die Rogers 20 „Grand", zwanzig Tausender für drei neue Maschinengewehre. Da brauchte die Kluversbande eine völlig neue Ausrüstung, weil sie bei dem Überfall auf die Citybank alle Werkzeuge zurücklassen mußte. Wieder vierzigtausend. Und alle vertrugen einfach keine Absage. Alle drohten. Alle hatten seit Jahren Heinkler als ihren Bankier gekannt und wollten nicht eben jetzt einen neuen suchen. Gewiß, die Geschäfte hatten Millionen gebracht. Geld an Banden zu leihen lohnte. Heinkler hatte seine dreißig Millionen nur damit verdient . . . Und jetzt?

Da war Hart, der als ganz kleiner Gauner begann. War nun steil im Aufstieg, hatte dem Alten schon Hunderttausende verdient. Hart, die große Hoffnung des Alten. Aber als dem Jungen zwei ganz tolle Sachen gelangen, stieg ihm der Ruhm zu Kopf und er gab mehr aus, als er verdiente . . .

Schluß machen, Schluß machen mit all diesen unsicheren Sachen! Als Heinkler dem jungen Hart kein neues Kapital gab, kam es zum Bruch. Drei Tage war das nun her. Und Heinkler begann schlaflose Nächte zu haben. Die andern? Feige waren sie. Feige, trotz ihrer Maschinengewehre. Sie würden ihm nichts tun. Wußten ja nicht, ob er nicht ein belastendes Testament gemacht hatte. Aber Hart? Der war jung, unklug, unbeherrscht . . .

Heinkler beschloß, sich zu anderen Gedanken zu zwingen. Er fuhr aus. Theater, Nachtklub . . . Rief noch seine Sekretärin an, die einzige, die wußte, welche Art von Geschäften eigentlich getrieben wurde, die einzige, die verläßlich war. Sie erinnerte ihn daran, daß er den alten Stahlschrank hatte aufräumen wollen. Sie sollte es allein tun, entschied Heinkler. Würden wohl kaum interessante Dinge darin sein. Was ihr unverständlich sei, solle sie ihm auf den Schreibtisch legen.

Warum hatte sie ihn daran erinnern müssen? Der alte Stahlschrank enthielt noch allerlei, wertlose Rechnungen heute, wertlose Schuldscheine aus der Zeit, da Heinkler sein Geschäft anfing. Da er selber in den Händen des alten Walsch war, dieses verfluchten Wucherers und Gauners, der ihm acht Jahre seiner Jugend gestohlen hatte. Heinkler mußte noch während der Ouvertüre an die grausame Zeit von damals denken. Zwanzig Jahre . . . Damals war er jung gewesen und unklug wie jetzt Hart. Damals dachte er Tag und Nacht an Mord, damals hatte er nur eine Sehnsucht: Walsch, seinen Chef und Tyrannen, umzubringen. Wegen einiger Wechsel, die er von ihm hatte.

Nun, man vergißt schließlich viel in den Nachtklubs von San Franzisko. Heinkler kam vergnügt nach Haus. Fast furchtlos.

Das erste, was er sah, war ein Briefumschlag auf seinem Schreibtisch. Zitternd öffnete Heinkler das Papier. Das Gefühl sagte ihm, daß es nichts Gutes sein konnte.

Ein Blatt, mit drei Zeilen Maschinenschrift. „Ich krieg' dich doch. Heute noch. Du wirst nicht länger machen, was du willst . . ."

Heinkler ließ den Zettel fallen. Schweiß trat ihm auf die Stirn. Er sah noch einmal die Fenster nach, sperrte die Tür ab. Schwer fiel er in einen Sessel . . . Er sprang auf und lief in dem großen Raum auf und ab. Er trank ein Glas Whisky. Er rang mit seiner Feigheit, kämpfte um irgend einen Ausweg . . . Wann wohl Hart kommen würde? Mechanisch schaltete Heinkler das Radio ein. Musik, eine seltsam aufregende Musik. In ein feines, stilles Violinsolo drang dann das scharfe Klopfen an der Tür . . . Wie war Hart zum Haustor hereingekommen? Wieder ein Klopfen . . .

Heinkler sprang auf, mit einem Satz war er bei dem kleinen Schreibtisch. Einen winzigen Revolver in der Hand, auf den Knien rutschend, schlich er zur Tür. Nein, er würde sich nicht von diesem Hart umbringen lassen wie eine gefangene Ratte. Die Waffe zitterte, als Heinkler die Stelle an der Tür suchte, hinter der Harts Herz sein mußte. Als er abdrückte und siebenmal hintereinander ein scharfer Knall die Stille des Zimmers zerriß, da war die Hand ruhig geworden. Sieben kleine Löcher im Holz, in einer einzigen Linie . . .

Draußen schrie ein Mensch auf. Heinkler taumelte plötzlich. Kalkweiß war er im Gesicht geworden. Die Pistole fiel krachend zu Boden. Ein schwerer Körper schlug auf Heinkler war vom Schlag getroffen worden. —

Dann traf die Polizei ein, die der kleine Telegraphenjunge geholt hatte, der zu Tod erschrockene Bote, über dessen Kopf sieben Revolverkugeln hinweggezischt waren. Heinkler war schon tot. Die Beamten konnten nur mehr noch nach dem Fourgon telephonieren. Und die Sekretärin des Unterweltbankiers ins Verhör nehmen. Sie hatten das vergilbte Blatt mit der maschinengeschriebenen Drohung gefunden. Zwanzig Jahre mindestens war der Brief alt. Die Sekretärin erklärte, daß sie ihn im alten Geldschranke gefunden und ihn auf den Schreibtisch Hinklers gelegt habe, weil sie nicht wußte, was das bedeute.

Heinkler hatte nicht gemerkt, daß es jener Drohbrief war, den er selber an Walsch geschrieben hatte, ohne doch je den Mut zu finden, ihn abzuschicken. Der alte Walsch starb friedlich in seinem Bette. Bert Heinkler an seinem eigenen Drohbrief.

Erste Liebe.

Skizze von Fritz Dalichow.

Als sie, ihre Schulmappe im Arm, eine schwarze Baskenmütze schief auf dem blonden Haar, in das Abteil des Vorortzuges trat, war nur noch ein Eckplatz frei. Sie kramte in ihrer Tasche, holte einen Brief heraus und vertiefte sich in ihn. Es wurde ihr dabei bewußt, daß sie von einem Herrn beobachtet wurde, der ihr gegenüber saß. Sie sah ihn sich jetzt verstohlen genauer an, und es schmeichelte ihr ein wenig, daß er ihr, der kleinen Schülerin, Beachtung zollte. Gleichwohl aber wurde sie darüber ein wenig ver-

legen. Trotzdem fürchtete sie aber auf jeder Haltestelle, daß er aussteigen könnte, und dann wurde dies Fürchten zu dem Wunsche, daß er mit ihr den Wagen verlassen möge, obwohl sie sich andererseits davon nichts versprechen durfte, da sie es weit von sich gewiesen hätte, sich von ihm anreden zu lassen.

Der Zug bremste. Sie erhob sich, wagte ihn nicht noch einmal anzusehen und verließ nach Halten des Zuges das Abteil. Sie fühlte dabei seinen Blick sie begleiten. Sie ging etwas langsamer als sonst zur Sperre und erreichte es so, daß sein Abteil an ihr vorüberglitt, während sie noch auf dem Bahnsteig war. Sie bemerkte seinen langen Blick aus dem Fenster heraus und wurde rot, was sie sehr ärgerte.

Die nächsten Tage, zu Haus und in der Schule, dachte sie häufig an den Mann, der so vorteilhaft von den Primanern abstach, die sich um ihre Gunst bemühten. Sie verstand zum ersten Male ihre älteren und reiferen Klassenkameradinnen, die für einen Mann schwärmten. Einer Freundin vertraute sie sich nicht an, da sie nicht allzu mitteilsam war, sondern sie hütete ihr Abenteuer, das ihr mehr und mehr zum Erlebnis wurde. Jedoch fiel den Mitschülerinnen bald eine Veränderung bei ihr zum Weiblichen hin auf, und ihr Vater, der sehr kameradschaftlich zu ihr war, da sie eine Mutter nicht mehr besaß, neckte sie einmal ob ihres nachdenklichen und veränderten Wesens und fragte sie scherzend, ob sie verliebt sei, worauf sie errötend das Zimmer verließ und somit die Vermutung des Vaters bestätigte.

Sie hatte den Wunsch, den Mann einmal wiederzusehen, nach monatelangem vergeblichen Warten schon beinahe aufgegeben. Da erfüllte er sich — wie so häufig Wünsche — gerade in dem Augenblick, als sie am wenigsten damit rechnete.

Ihre Schule feierte ein Sommerfest, bei dem sie einige Zeit am Eingang des Festgartens die Kontrolle auszuüben hatte. Als sie auf eine Männerstimme hin aufsah, stand er vor ihr. Sie konnte es nicht hindern, daß sie rot wurde. Er fragte sie mit freundlichen Worten nach der Direktorin der Schule. Sie hatte sich nunmehr schnell gefaßt, rief eine Mitschülerin heran und bat sie, den Herrn zu führen. Als sie nach einer Viertelstunde von ihrem Amte befreit war, ging sie in den Saal und setzte sich zu ihren Klassenkameradinnen, während ihr Blick nach ihm suchte, den sie bald an der Seite der Direktorin entdeckte.

Nach einigen Solotänzen von Schülerinnen folgte gemeinsamer Tanz. Sie bemerkte — und es wurde ihr fast schwindlig dabei —, wie er den Saal durchschritt und auf sie zukam. Fast mechanisch erhob sie sich auf seine Verbeugung und tanzte mit ihm, indem es ihr bald gelang, ihrer Röte Herr zu werden. Mit angenehmer, leiser Stimme sagte er zu ihr: „Ich freue mich sehr, gnädiges Fräulein, Sie wiederzusehen, und ich scheue mich nicht, zu bekennen, daß ich in der letzten Zeit oft an meine Reisegenossin gedacht habe."

„Haben Sie mich wiedererkannt?" fragte sie mit einem Blicke, der gleichzeitig Freude über seine Worte und Ärger über die Offenheit ihrer Frage ausdrückte.

„Aber natürlich, gnädiges Fräulein", sagte er, „wie könnte ich solche niedliche Frühlingsblüte vergessen!"

Sie war unendlich froh, daß sie mit ihm tanzte, und die zarten Worte, die er ihr weiter spendete, machten sie sehr glücklich.

Als man dann gemeinsam den Garten aufsuchte, um sich ein Freilichtspiel anzusehen, wußte er es so einzurichten, daß er mit der Direktorin in ihrer Nähe stand. Auf seine Bitte hin rief diese die Schülerin heran und stellte sie ihm, „dem Schriftsteller C", vor. In Gegenwart der Direktorin gewann das Mädchen eine bisher ungekannte Sicherheit. Nur zu schnell verging der Abend. Doch brannte der Händedruck noch lange in der Hand.

Drei Tage später stand er auf dem Bahnsteige ihres Vorortes und erwartete sie. Sie war freudig überrascht und ließ ihm die Hand zur Begrüßung über Gebühr lange. Er sagte ihr, als er sie zu ihrem Hause begleitete, daß er sich von seiner kleinen Frühlingsblume verabschieden möchte, da er zu einem längeren Auslandsaufenthalte die Heimat verlasse.

Wie ein Stich drang ihr das Wort Abschied ins Herz, und nur schwer verbarg sie ihren Schmerz. Als sie stehen blieb, da sie ihr Haus erreicht hatten, und sie ihn fragte, wann er denn führe, ließ er sich verleiten zu sagen: „Ich wollte morgen früh fahren. Aber wenn Sie mir den morgigen Nachmittag schenken wollen, bleibe ich noch bis übermorgen." Überglücklich sagte sie zu, und herzlich verabschiedeten sie sich nun, indem sie ihm von der Haustür aus noch in einer ihr selbst ganz fremden Aufwallung zuwinkte.

Sie trafen sich am nächsten Nachmittag weit draußen vor der Stadt. Das holde Kind, dessen Augen das erste Wissen um die Liebe widerspiegelten, ging wie im Traum neben ihm her. In dem Garten eines Dorflokals kehrten sie ein. Er hatte ihr viel von seinen Reisen erzählt und sie nach ihrem Leben, ihren Interessen, ihren Wünschen gefragt. Er freute sich über das Mädchen, das so nett sprach, so fraulich den Kaffee einschenkte, mit den Blicken an seinem Munde hing. Er fühlte eine tiefe Zuneigung in sich, die nur durch das Wissen um alles Leid in der Liebe nicht so ursprünglich war wie die ihre.

Auf dem Wege zur Bahn, als er die Schönheit der sommerlichen Natur um sie her, die Kraft des Lebens, die sich darin äußerte, mit Worten pries, die sie noch nie gehört hatte, wurde sie ganz still. Und als er sie nach dem Grunde ihres Schweigens fragte, brach sie in Schluchzen aus, das er bestürzt wahrnahm.

„Was haben Sie, mein liebes Kind?" fragte er und faßte sie bei der Hand.

Sie weinte fassungslos. Er nahm ihren Kopf zwischen seine Hände und küßte ihr die Tränen von den Augen. Und als sie, glücklich über die Berührung seiner Lippen, sich an ihn drängte, da konnte er nicht anders, und so sehr er es sich auch verboten hatte, er zog sie an sich und küßte ihren Mund, der seine Küsse ungewandt, aber heiß erwiderte.

„Du liebes, kleines Mädel", sagte er nur, drängte dann aber weiter. Nach fünf Minuten zögerte sie: „Darf — ich — jetzt auch du zu dir sagen?" fragte sie.

„Aber Kind, wie kannst du fragen?"

„Du — dann küsse mich noch einmal — zum letzten Male!" fügte sie, wieder schluchzend, hinzu. Und er küßte sie . . .

Fast schweigend legten sie den Rest des Weges zurück. Sie saßen sich noch einmal in der Bahn gegenüber und standen dann vor ihrer Tür.

„Leb' wohl — du!" hauchte sie, „— ich — habe dich ja so lieb." Sie riß sich von seinem Händedruck los und eilte weinend ins Haus . . .

Sie haben sich niemals wieder gesehen.

Sturm!

Halt' dich fest auf deinem Weg,
Will der Sturm dich beugen.
Trutz' ihm fest ins Angesicht,
Nur — beuge dich nicht!

Wehre dich mit aller Kraft,
Mit der du hast den Weg geschafft.
Heb' auf die Stirne, neige sie nicht —
Von oben kommt Sonne, von oben Licht.
Erkämpf' dir den Weg,
Nur — beuge dich nicht!

Leben ist voll Sang und Lieder,
Leben ist ein Auf und Nieder,
Ist Sturm und Wind und leises Wehen,
Willst du immer in Stille gehen?

Leben ist im Sturme gehen,
Das heißt kämpfen, aufrecht stehen,
Das heißt Schauen nach dem Licht,
Aber beugen — heißt es nicht!

L. Marquardt.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg